

Barbara und Michael Mertes

# **Am Nabel der Welt**

Jerusalem – Begegnungen in  
einer gespaltenen Stadt

**BONIFATIUS**

**Bibliografische Information der  
Deutschen Nationalbibliothek**

Die deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in  
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Titelfoto und alle weiteren Fotos: Barbara und Michael Mertes  
Covergestaltung: Sabine Pelizäus

© 2015 by Bonifatius GmbH Druck · Buch · Verlag Paderborn

ISBN 978-3-89710-612-3

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk einschließlich seiner Teile ist  
urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der en-  
gen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung  
des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für  
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die  
Einspeicherung in elektronische Systeme.

Gesamtherstellung:  
Bonifatius GmbH Druck · Buch · Verlag Paderborn

# Inhalt

Vorwort .....	8
Die geteilte Stadt .....	15
Sprachverwirrungen .....	26
Der jüdische Archipel .....	34
Muslime, Christen und Expats .....	42
Die Gegenwart der Vergangenheit .....	52
Ein anderes Zeitgefühl .....	63
Die hohen Feiertage im Herbst .....	71
Weihnukkah .....	79
Die ganz andere Nacht .....	88
Geteilte Erinnerung .....	94
Apocalypse now .....	109
Anastasis .....	127
Christsein in Jerusalem .....	140
Rachels Grab .....	152
Auf Wiedersehen, Jerusalem! .....	158
Glossar .....	166
Quellenangaben .....	175
Anhang .....	178

# Vorwort

Erst im Augenblick des Abschieds begreifen wir, was wir zurücklassen. So ist es uns beim Abschied von Jerusalem ergangen. Dort haben wir etwas mehr als drei Jahre – vom Sommer 2011 bis zum Sommer 2014 – gelebt. Wir hatten das Glück, sehr schnell gute Freunde unter West-Jerusalemern, Ost-Jerusalemern, Christen und Grenzgängern unterschiedlichster Herkunft und Identität zu finden.

Wir selbst waren Grenzgänger – Nomaden auf Zeit, die ihr Zelt am Rand der Judäischen Wüste aufgeschlagen hatten, auf einem Fleckchen Erde, das wegen der ganzjährig sprudelnden Gihon-Quelle oberhalb des Kidron-Tals schon vor Jahrtausenden ein überaus wertvoller Besitz war. Als Grenzgänger hatten wir volle Bewegungsfreiheit. Erst allmählich verstanden wir, dass Jerusalem keine vereinte, sondern eine in sich zerrissene Stadt ist.

Wir haben Jerusalem als geteilte Stadt erlebt, „geteilt“ im doppelten Sinne des Wortes: „gespalten“ und „gemeinsam“. Die erste Bedeutung beschreibt die Wirklichkeit, die zweite eine Möglichkeit. Doch in unverhofften Augenblicken verwandelt sich diese Möglichkeit in Wirklichkeit. Dann wird offenbar: Es *gibt* eine Alternative. Jerusalem ist heute zwar gespalten, aber es könnte auch die gemeinsame Stadt verschiedener Völker und Religionen sein – eine Stadt, die alle miteinander teilen.

Als wir nach Jerusalem kamen, brachten wir einige Vorstellungen mit von dem, was uns erwartete. Solche Vorstellungen – ob positiver oder negativer Art – haben die problematische Eigenschaft, dass sie sich wie ein Filter vor die Wahrnehmung legen: Was sie bestätigt, wird zur Kenntnis genommen; was ihnen widerspricht, wird nicht registriert. Der erste Schritt zur Lösung dieses Problems besteht darin, die eitle Gewissheit abzulegen, man selbst sei natürlich frei von Vorurteilen.

Unser Jerusalem-Bild bestand aus Versatzstücken, von denen die meisten auch unseren Leserinnen und Lesern bekannt sein dürften: die goldene Kuppel des Felsendoms; bärtige Männer mit Schläfenlocken, schwarzem Hut und Kaftan vor der Klagemauer; grimmig dreinschauende israelische Soldaten auf Straßenpatrouille; Steine werfende arabische Jugendliche; Pilger auf der Via Dolorosa, die eine Nachbildung des Kreuzes nach Golgatha hinauftragen.

Zu den Bildern gesellen sich oft Klischees, von denen einige ganz falsch sind, andere die Wirklichkeit verzerren: „Die ultraorthodoxen Juden sind die treibende Kraft der Siedlungspolitik.“ – „Der israelisch-palästinensische Konflikt ist ein rein jüdisch-muslimischer Streit.“ – „Vertreter der christlichen Konfessionen liegen sich ständig in den Haaren, vor allem in der Grabeskirche.“

Neben Versatzstücken und Klischees sind es eingängige Interpretationen, die den Blick auf Jerusalem trüben können. Sie vermitteln das trügerische Gefühl, man habe das Wesentliche verstanden. Hin und wieder erlebten wir mit eigenen Augen und Ohren, wie Pilger- und Touristengruppen von ihren Guides zugetextet

wurden. Die Besucher hatten keine Chance, das Gesehene auf sich wirken zu lassen und Fragen zu stellen, die unter die Oberfläche gingen. Gerade im historisch-religiös-kulturell-politischen Labyrinth von Jerusalem mit seinen vielen verschlungenen Pfaden und unterirdischen Gängen kann es hilfreich sein, die Maxime „Weniger ist mehr“ zu beherzigen. Diese Erfahrung hat uns zu Anhängern einer Form des Reisens gemacht, der wir den Namen „slow pilgrimage“ gegeben haben. „Slow pilgrimage“ bedeutet nicht einfach, dass man sich mehr Zeit nimmt. Es erfordert die Bereitschaft, sich auf Vielfalt einzulassen, Widersprüche auszuhalten und auf schnelle Klärungen zu verzichten. Das kann emotional sehr anstrengend sein. Es gibt ja ein allzu menschliches Bedürfnis nach Eindeutigkeit, das zur Parteinahme drängt. Aber nur wer es schafft, dieser Versuchung zu widerstehen, wird zu tieferen Einsichten kommen können.

Wir selbst haben von unterschiedlichen Seiten Geschichten gehört, die in sich plausibel und dennoch unvereinbar miteinander waren. In einem streng logischen Sinne kann es nur eine Wahrheit geben. Im wirklichen Leben gibt es oft mehrere Wahrheiten: Die Träume und Traumata des einen sind nicht die Träume und Traumata des anderen. Wir haben versucht zu verstehen, was beide Seiten umtreibt. Aber wir waren und sind nicht neutral: Wir pflichten all jenen Israelis und Palästinensern bei, die auf der eigenen Seite dagegen ankämpfen, dass den Nachbarn auf der anderen Seite das Menschsein abgesprochen wird; die sich dagegen wenden, dass Politik als Werkzeug religiöser Heilserwartungen missbraucht wird; und die anzuer-

kennen bereit sind, dass sowohl Juden als auch Araber mit gutem Recht die südliche Levante als Heimat beanspruchen – in welcher Form auch immer sie dieses Fleckchen Erde unter sich aufteilen.

Eine der wichtigsten Korrekturen am vorgefassten Bild von Israel kommt mit dem Erstaunen darüber, wie winzig klein dieses Land ist. Theoretisch hatten wir das zwar gewusst. Aber so richtig klar wurde es uns, als wir zum ersten Mal von unserem Stadtteil Abu Tor aus nachts die Lichter von Amman auf den Höhenzügen östlich des Jordans sehen konnten. Europäische und amerikanische Fernsehzuschauer sind daran gewöhnt, den Raum zwischen dem Mittelmeer im Westen und dem Jordan im Osten durch das Vergrößerungsglas der Weltpolitik zu betrachten. Davon muss man sich freimachen, wenn man das „Heilige Land“ aus der Binnensicht seiner Bewohner erfassen will.

Mit rund 800 000 hat Jerusalem weniger Einwohner als zum Beispiel Hamburg, München oder Köln. Man findet dort auf engstem Raum ein immer wieder verblüffendes Nebeneinander von Provinzialität und Internationalität. Zur Weltstadt, ja zum Nabel der Welt wird Jerusalem vor allem durch seinen zentralen Platz in den heiligen Schriften und religiösen Topographien von rund 3,8 Milliarden Menschen: 14 Millionen Juden, 1,6 Milliarden Muslimen und 2,2 Milliarden Christen.

Nach etwas über drei Jahren in Jerusalem sind wir zurückgekehrt mit dem Gefühl, manches besser zu verstehen – aber auch in dem Bewusstsein, dass die Wirklichkeit zu komplex und widersprüchlich ist, um

auf einen simplen Nenner gebracht zu werden. Unseren Gästen aus Deutschland pflegten wir zu sagen: „Wenn ihr mit einem Gefühl höherer Konfusion heimkehrt, habt ihr schon viel dazugelernt.“ Uns selbst geht es ähnlich. Aus wenigen großen mögen viele kleine Versatzstücke geworden sein – aber das Ganze bleibt eben doch nur Patchwork.

Den fragmentarischen Charakter unserer Erinnerungen und Reflexionen haben wir formal dadurch zum Ausdruck gebracht, dass wir auf große Erzählungen verzichten. Stattdessen möchten wir eine Collage aus vielen persönlichen Momentaufnahmen bieten. Anspruch auf Vollständigkeit erheben wir nicht.

In unserem Buch kommt auch Bethlehem vor, aber sonst haben wir unsere Begegnungen in der näheren Umgebung von Jerusalem – zum Beispiel in Emmaus/Qubeibe (palästinensisch) oder Abu Ghosch (israelisch) – fast ganz ausgelassen. Das gilt auch für unsere Erfahrungen in Galiläa, im Negev sowie im Küstenstreifen von Haifa über Netanja bis Tel Aviv. Allein über das, was wir dort und im Westjordanland gesehen und gehört haben, ließe sich ein eigenes Buch schreiben.

Unsere wichtigste Quelle waren Menschen, denen wir begegnen durften. Aus solchen Begegnungen sind Freundschaften entstanden, die uns viel bedeuten und die wir weiter pflegen werden. Es bleibt aber auch die Trauer darüber, dass wir unseren jüdischen und unseren arabischen Freundeskreis selten – eigentlich nur bei unserem Abschiedsempfang im Schatten des Dritten Gazakrieges – zusammenbringen konnten.

Die in unserem Buch zitierten Äußerungen von Ge-



sprachspartnern sind tatsächlich so gefallen. Wir haben sie teils unseren Notizen, teils – nach bestem Wissen und Gewissen – unserem Gedächtnis entnommen. Da wir diese Gespräche nicht als Journalisten geführt haben, sondern im geschützten Raum privater Begegnungen, verwenden wir fast durchgehend Pseudonyme. Bei inhaltlich heiklen Zitaten verwischen wir die Spuren, die eine Identifikation der Quelle ermöglichen könnten.

Von Anfang an stand fest, dass wir dieses Buch gemeinsam schreiben. Die Wir-Form haben wir aus zwei Gründen gewählt: Zum einen vereinfacht sie die Darstellung; wir müssen nicht ständig zwischen „ich (Barbara Mertes)“ und „ich (Michael Mertes)“ unterscheiden. Zum anderen haben wir das individuell Erlebte stets so ausführlich miteinander besprochen, dass es zusammen mit dem gemeinsam Erlebten zu einem Ganzen verschmolzen ist.

Anmerkungen zur Schreibweise hebräischer und arabischer Eigennamen: Wir verwenden durchgehend eine dem Deutschen angepasste phonetische Schreibweise statt der ebenfalls gebräuchlichen angelsächsischen Schreibweise (also vor allem „j“ statt „y“ wie bei Nentanjahu; „sch“ statt „sh“ wie bei *Schabbát*; „dsch“ statt „j“ wie bei Beit *Dschala*; „w“ statt „v“ wie bei Schawuót). Ganz konsequent haben wir diese Regel nicht durchhalten können; Ausnahmen machen wir dort, wo die angelsächsische Schreibweise vom Namensträger selbst verwendet wird (also „Ari Shavit“ statt „Ari Schawit“). Der bestimmte Artikel im Hebräischen lautet „ha“; er wird nicht vom Hauptwort getrennt geschrieben. Von den vier möglichen Varianten

der Wiedergabe im Deutschen (zum Beispiel Haaretz, Ha'aretz, haAretz, ha-Aretz) ziehen wir in der Regel die Variante mit „ha-“ vor.